Donnerstag, den 1. Januar 1925.

Einzelnummer: 25 Groschen.

Lodzer Volkszeitung

Nr. 1.

Erscheint 3 mal wöchentlich: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, mit dem Datum des darauffolgenden Tages. Anzeigenpreis: die 7gesp. Millimeterzeile 10 Gr., im Text 40 Gr. Stellen-Gesuche 50%, -Angebote 25% Rabatt. Ausland 50% Zuschlag.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Zamenhofa 17, III-16
Sprechstunden des Schriftleiters täglich 5—6 Uhr.
Telephon des Schriftleiters: 28-45.

Der Abonnementspreis für den Monat Januar beträgt Zloty 2,40, wöchentlich 60 Groschen, zahlbar beim Empfang der Sonntagsnummern. — Für das Ausland 25 Prozent Zuschlag. — Für Amerika einen Dollar monatlich.

3. Jahrg.

Zur Jahreswende.

Von Dipl. Ing. Emil Zerbe, Sejmabgeordneter.

Die Jahre sind oft willkürliche Einschnitte in die Geschichte der Staaten. Sie tragen aber meistens einen bestimmten Charakter. Auch das vergangene Jahr hatte für Polen seinen geschichtlichen Ausdruck. Es war das Jahr der Sanierung auf allen Gebieten des staatlichen Lebens. Alles, was nur irgendwie unter den Begriff des staatlichen Zusammenlebens fällt, stand unter dem Einfluß dieser Sanierung. Wird sie auch das Schicksal Polens und seiner Bevölkerung endgültig bestimmen? Wird die Zeitenwende, an der wir uns befinden, für Polen die Wende in noch schwereres Ungemach bedeuten, oder haben wir den tiefsten Stand der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Schwierigkeiten bereits überschritten? Das ist die bange Frage, die uns am heutigen Jahreswechsel bewegt und es ist angebracht eine Bilanz zu ziehen.

Kurz vor Beginn des vergangenen Jahres erhielten wir nach der Regierung der reinpolnischen Mehrheit, der Chjena-Witos-Regierung, eine Regierung der reinpolnischen Minderheit. Gegen die Stimmen der nationalen Minderheiten und der polnischen Rechtsparteien übernahm Grabski die Regierung. Damit fand der mit so großer Leidenschaft geführte erbitterte Kampf der polnischen Linksparteien und der nationalen Minderheiten sowie der Chjena-Witosparteien seinen Abschluß. Aber das Zustandekommen der nichtparlamentarischen Regierung ohne das ausdrückliche Vertrauen einer Sejmmehrheit — die nationalen Minderheiten und die Rechtsparteien stimmten gegen — war auch zugleich der Ausdruck der Unfähigkeit der polnischen Linksparteien unter Führung von Thugutt ihre propagierten einschneidenden Maßnahmen ins Leben einzuführen. Grabski übernahm die Regierung mit dem bestimmten Ziele die Gesundung der Staatsfinanzen herbeizuführen. Er steckte sich dieses Ziel in einer Zeit, wo es bitter notwendig war, an ein Ordnen der Staatsfinanzen zu denken, in einer Zeit, wo die Mark in unaufhaltsamen Sprüngen sich der Wertlosigkeit näherte; in ihren Sprüngen nur noch vom Tempo der Preissteigerung übertroffen.

Da die Erreichung stabilisierter Finanzverhältnisse allen Parteien gemeinsam war, so wurde es Grabski möglich, auch ohne eine Sejmmehrheit zu besitzen, über die Pforte des neuen Jahres allen sichtbar das Schild zu hängen: Sanierung der Staatsfinanzen. Trotz dieser Gemeinsamkeit in den Bestrebungen fanden sich aber Stimmen, die Grabski warnten, nicht zu einseitig als Finanzpolitiker vorzugehen, die ihn aufmerksam machten, daß eine Finanzreform stets mit großen verschärften wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten verbunden sei. Deshalb müsse eine umsichtige Regierung gleichzeitig auch eine Aktion zur Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen und ozialen Lebens durchführen.

Die warnenden Stimmen fanden bei Grabski aber kein Gehör. Und so führte er uns wieder einmal vor Augen, daß die Regierungsweisheit nicht einzig und allein darin liegen darf, daß man alles einfach damit abzutun versuche: alles für den Staat und ihr, die Einwohner des Staates, schaut zu, wie ihr selber fertig werdet. Was nützt es uns, daß die sich entwertende Mark ihren Platz dem Zloty, der seit einem Jahr in seiner Goldparität feststeht, freimachen mußte, wenn doch die Kaufkraft desselben von Tag zu Tag kleiner wird. Was nützt es uns, daß die arbeitenden Massen, von dem Inflationsdruck enthoben, aufatmen, wenn sie durch die Wirtschaftskrise erwerblos geworden sind.

Wir wollen den Wert der erreichten Stabilisierung unserer Goldwährung nicht herabsetzen. Hoffen wir, daß sie von Dauer sein wird. Die Frage muß aber gestellt werden, inwieweit dieselbe eine Besserung unseres Staatslebens verursacht hat. Wir sahen, wie der Staat während der Inflation nicht imstande war, seine Wirtschaft richtig zu führen, wie die Steuern der besitzenden Klassen immer kleiner wurden, wie die Emmission von neuem Papiergelde, die für die Aufrechterhaltung der Staatswirtschaft erforderlich war, den Wert dieses Geldes drückte und zu neuer Emmission zwang. Der Staat gewann durch die Goldwährung. Er braucht nicht mehr zu befürchten, hinter der Entwertung seines eigenen Zwangsgeldes herhinken zu müssen und seine Einnahmen immer weniger werden zu sehen. Dies ermöglichte der Regierung einen einigermaßen dauerhaften Haushaltsplan aufzustellen und an die Deckung der Fehlbeträge durch Steuern zu denken. Hierbei traten aber mit aller Deutlichkeit die Schäden der Inflationsmißwirtschaft in den Vordergrund. Notstände des Staates und der Wirtschaft und somit des Einzelnen wurden offenbar. Notstände, ohne die die endgültige Heilung nicht erreicht werden kann und für deren Abschaffung es der Regierung Grabski sowie dem Sejm an der nötigen Energie und Willen fehlt. In den Fragen der alltäglichen Dinge sind die erwerbenden Schichten noch lange nicht am Ende ihrer Sorgen, von der furchtbaren, ungelinderten Not der Erwerblosen ganz zu schweigen. Die Regierung wird sich klar werden müssen, daß das Finanzproblem noch nicht gelöst ist, so lange es von anderen ungelösten Wirtschaftsproblemen überschattet bleibt.

Und so steht es auch auf dem rein politischen Gebiete. Wenn Grabski anfänglich nur die Finanzsanierung als einzige sich gestellte Aufgabe ansah, so war er doch bald gezwungen, dieser Aufgabe noch andere hinzuzugesellen: die Lösung der Minderheitenfrage und die Reorganisierung der Verwaltung in den Ostgebieten. Aber auch hier sieht man krasses Unvermögen, die Probleme an der Wurzel anzufassen. Nicht mit der Wirklichkeit im Einklang stehende Teilmaßnahmen werden unternommen, dort wo es notwendig ist, die Gesundung voll und ganz weiterzuführen, und auch nur dann wenn es brennend wird. Um Westeuropa Sand in die Augen zu streuen, beglückte die Regierung und der Sejm die in den Ostmarken unterdrückten Völker durch Sprach- und Schulgesetze. Doch den ukrainischen und weißrussischen Bauern haben diese Gesetze nichts außer einer Verschlechterung ihres Loses gebracht. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß in Erwartung der neuen Schulen, die auf Grund dieser Gesetze errichtet werden müssen, die polnischen Behörden die noch vorhandenen ukrainischen und weißrussischen Schulen dieser Grenzgebiete geschlossen haben. Die Administration der östlichen Gebiete ist militarisiert, die Polizeimacht ist durch spezielle Korps verstärkt. Die polnische Reaktion hat noch schärfere Repressalien in Vorbereitung. Sie fordert eine unverhüllte Diktatur der Bajonette. Kann man sich in Anbetracht dieser niederschmetternden Tatsachen des provokatorischen Vorgehens gegen die Minderheitenvölker eine Befriedigung der nationalen Wünsche der deutschen und jüdischen Minderheit, die zerstreut in Polen wohnen, denken? Von der Regierung Grabski ist trotz der letzten Rekonstruktionen des Kabinetts nichts zu erwarten. Wir als Deutsche werden unsere Wünsche mit der Regierung Grabski beerdigen müssen. Im Grunde genommen ist dies keine Ueberraschung. Denn eine Regierung Grabski kann unmöglich mehr tun, als die Wünsche der polnischen Parteien zu erfüllen. Und Grabski hat das Zeug, sie alle zu befriedigen. Und will es einmal schon garnicht mehr gehen, so braucht er nur mit seinem Rücktritt zu schrecken, um den Sejm in Schach zu halten.

In der Außenpolitik ist nach der Uebernahme des Ministeriums durch Skrzynski eine gewisse Entspannung eingetreten. Skrzynski fiel es zu, die Reihe der schweren Mißerfolge Polens auf internationalem Gebiete aufzuhalten, doch ist es ihm nicht gelungen, die durch seine Vorgänger verpfuschte Außenpolitik auf Bahnen zu lenken, die das Ansehen Polens im Auslande heben würde. Skrzynski hat es vielleicht an gutem Willen nicht gefehlt, sich der internationalen Stimmung anzupassen. Seine Erklärungen in Genf, daß Polen gewillt sei, den Ukrainern in Lemberg eine

---

Allen unseren geschätzten Lesern,
Mitarbeitern und Freunden ein

glückliches Neues Jahr

wünscht

Die Schriftleitung
und der Verlag.

Universität zu errichten und den Minderheiten weitgehendere Zugeständnisse zu machen, fanden bei den polnischen Parteien nicht den nötigen Rückhalt. Sie haben vielmehr bei den polnischen Rechtsparteien den größten Entrüstungssturm hervorgerufen. Der beabsichtigte gute Eindruck, den die im Sejm gegen die Stimmen der Minderheiten durchgepeitschten Sprachengesetze auf der Tagung in Genf hervorgerufen hat, besteht längst nicht mehr. Das Ausland läßt sich auf die Dauer nicht täuschen, auch wenn dies sehr geschickt vorgenommen wird. Heut ist man sich auch schon im Auslande darüber klar, daß Polen durch die Annahme der Sprachengesetze eine Farce der Toleranz vorgeführt hat. Die letzten Zweifel über die Ehrlichkeit der Regierung, eine Lösung des Minderheitenproblems durchzuführen, sind durch das brutale Vorgehen der polnischen Parteien gegen die Minderheiten in den letzten Sejm- und Kommissionssitzungen geschwunden. Die Ukrainer und Weißrussen sind auf eine schamlose Weise herausgefordert worden. Mit Feuer und Schwert soll ihre Freiheitsbewegung unterdrückt werden. Die Juden verließen unter scharfen Protesten den Sitzungssaal, weil man durch die parteiische Konzessionskontrolle gegen 30000 jüdische Familien von heute zu morgen brotlos machen will. Schon allein im Interesse der polnischen Außenpolitik hätte Skrzynski Grabski vor diesen Schritt warnen sollen. Die Folgen dürften auch nicht ausbleiben. Die Juden in Amerika, England und Frankreich haben bereits eine Aktion gegen Polen eingeleitet. Wie die jüdische Presse meldet, sind vor die polnischen Auslandsvertretungen Gruppen von Juden gezogen, die als Protest gegen die Vergewaltigung der Juden in Polen schwarze Fahnen mit sich führten.

Eine Wendung der Politik der Regierung Grabski, die statt die Gesundung unseres Staatslebens weiterzuführen, Polen immer mehr dem Abgrund zuführt, wird allgemein vom Sejm erwartet. Doch dieser entsagt sich offiziell jeglicher Einwirkung auf die allgemeine Politik des Staates, indem er Grabski mit Vollmachten betraut, die von ihm sogar über die zuläſſigen Grenzen hinaus ausgenützt werden. Der Sejm, der laut Verfassung den Willen des Volkes zum Ausdruck bringen soll, entbindet sich damit dieser Pflicht. Die dadurch entstandene Situation ist die, daß die Wähler das Bindeglied zwischen sich und dem Sejm ganz vermissen, aber gleichzeitig auch fühlen, daß sie an ihn gekettet sind und niemand vorhanden ist, der diese lästige Kette sprengt.

Die Unfähigkeit der Linksparteien nach dem Sturze der Witos-Chjena-Regierung eine eigene Regierung zustande zubringen, ließ in den Rechtsparteien die Hoffnung entstehen, wiederum zu einer parlamentarischen Mehrheit zu gelangen. Aber diese Hoffnung mußte bald begraben werden. Die Rechtsparteien sind sich klar geworden, daß nur eine Aenderung des Wahlgesetzes zum Schaden der werktätigen Massen und der nationalen Minderheiten es ihnen ermöglichen wird, die Macht zu erreichen. Mit allen Mitteln versucht die Rechte ihre Absichten in ein Gewand des Schutzes des Polentums und des Staates vor den „staatsfeindlichen Elementen“ zu kleiden, um sie den polnischen Linksparteien schmackhafter zu machen. Wird die polnische Linke auch in diesem Falle die elementarsten Grundsätze der Demokratie mitverleugnen helfen, wie es schon so oft geschehen ist? Oder wird sie sich über die wirklichen Absichten der Reaktion Rechenschaft abgeben und die Gefahren einsehen, die vor ihr stehen? Schon einmal mußte die Linke ihre gesamte Kraft dem Ansturm der Chjena-Piast-Regierung entgegenstellen.

So wie die werktätige Masse die Kosten der Inflation mit Hunger und Not bezahlt hat, so sollen auch die Lasten der Finanzsanierung ganz von derselben getragen werden. Die Eroberung der Macht ist der Reaktion nötig, um ungebunden nach eigenem Gutdenken zu regieren, ohne irgendwelche Rücksicht auf eine Opposition nehmen zu müssen. Es sieht fast so aus, als ob die Linksparteien, zumal die der polnischen Arbeiterschaft, sich nicht bewußt sind, daß es den Rechtsparteien ums Ganze geht. Die Linksparteien müssen sich, sollten sie nicht ganz ihrer programmatischen Prinzipien verlustig werden, diesen reaktionären Absichten entgegenstellen. Bisher hat die polnische Linke schwer gesündigt. Sie hat nicht einmal den Versuch gemacht, sich für diesen bevorstehenden Kampf zu sammeln. Dies muß jedoch geschehen und dies sehr bald, denn sonst könnte es zu spät sein. Die Parole der konsolidierten Linksparteien muß lauten: Auflösung des Sejm und Ausschreibung von Neuwahlen auf breitester demokratischer Grundlage. In diesem Kampfe werden die Werktätigen Polens aller Nationalitäten der polnischen Linken zur Seite stehen.

Wir gehen also in das neue Jahr schweren Herzens. Was es uns bringen wird, das ist die bange Frage an die Zukunft.

Keine Anleihen aufzutreiben!

Der Herr Senator kam mit der Leinwand in der Tasche zurück.

Senator Stanislaw Gaszynski von der „Wyzwolenie“ wollte es nicht glauben, daß für die polnische Industrie in Polen keine Anleihe im Auslande aufzutreiben sei. Deshalb beschloß er, mit der Senatorenwürde ausgerüstet, selbst in das Ausland zu gehen, um die nötigen Kredite zu besorgen. Für seine Reise interessierte er gegen 100 Firmen, die als Anzahlung auf die Spesenrechnung dieser Vermittlerreise, zu je 500 Zloty eingezahlt haben. Mit den 50000 Zloty setzte sich Senator Gaszynski in die Bahn und reiste in das Ausland, um die Kapitalisten Europas für unsere Industrie zu interessieren. Dieser Tage kehrte er zurück. Der Rapport lautete: „In London bekam ich nichts, in Paris will man nichts geben, in Spanien wollte man mit mir nicht reden.“ Damit endete der Senator, die Hände ratlos zusammenschlagend.

Die 100 hoffnungsvollen Firmen antworteten darauf im Chor: „Sehr schade,“ setzten sich an die Geschäftsbücher und verbuchten die 500 Zloty als Geschäftsunkosten.

Was konnten die Aermsten schließlich Vernünftigeres tun?

Senator Gaszynski ist aber kein ungläubiger Thomas mehr.

Die 3. Internationale gegen Polen.

Das Exekutivkomitee der 3. Internationale hat an die Proletarier aller Länder einen Aufruf erlassen, worin in sehr scharfer Weise gegen den weißen Terror in Polen protestiert wird. In dem Aufruf wird die Auslieferung des Abg. Lancucki sowie die der drei ukrainischen Abgeordneten besprochen und darauf hingewiesen, daß die polnische Reaktion sich rüste, nach dem Beispiel Estlands unter der Arbeiterschaft ein Blutbad anzurichten. Die Arbeiter der ganzen Welt werden aufgefordert, gegen den weißen Terror in Polen zu protestieren und die Befreiung der Abgeordneten zu fordern.

Litauische Militärjustiz.

Vor dem Kownoer Kriegsgericht waren fünf Kommunisten angeklagt, kurz nach dem Revaler Putsch in Kowno kommunistische Literatur verbreitet zu haben, worin zum Sturz der Regierung aufgefordert wurde. Vier Kommunisten wurden zum Tode verurteilt. Die fünfte Angeklagte, ein 18jähriges Mädchen, erhielt mit Rücksicht auf ihre Jugend lebenslängliches Zuchthaus.

Selbst wenn der so rasch niedergeworfene, von Anfang an aussichtslose Revaler Putsch die litauischen Nachbarn in noch so große Angst versetzt haben sollte — wie können in einem zivilisierten Staat solche wahnsinnigen Urteile gefällt werden, die einem das Blut in den Adern erstarren lassen!

Ein Sieg Labours.

Am 22. Dezember fand im Wahlbezirk Dundee eine Nachwahl statt, da der Abgeordnete dieses Bezirks, der Arbeitsparteiler Morel, gestorben ist. Gewählt wurde der Kandidat der Arbeitspartei, der doppelt so viel Stimmen erhielt als der Kandidat der Liberalen. Die Konservativen haben an der Wahl nicht teilgenommen.

Kleine politische Nachrichten.

Zusammenkunft der Wojewoden. Am 5. Januar findet eine Konferenz aller Vizewojewoden Polens in Warschau statt. An der Konferenz nimmt Vizepremierminister Thugutt teil. Bei den Beratungen wird auch die Minderheitenfrage berührt werden.

Dynamitkatastrophe in Japan. Im Hafen von Otara ist ein Dampfer mit über 900 Kisten Dynamit in die Luft geflogen. Der Luftdruck war so gewaltig, daß zahlreiche Häuser vom Erdboden verschwunden sind. Ueber 300 Personen fanden in den Trümmern den Tod. Auch zahlreiche Brände sind entstanden. Die Feuerwehr ist machtlos.

Das Schicksal der Kölner Zone.

England und Frankreich haben dem deutschen Volke ein schönes Weihnachtsgeschenk gemacht. Nach der ersten Erklärung des englischen Außenministers hat auch die Regierung Herriot einen Vorstoß gegen Deutschland gemacht. Herriot sandte an die deutsche Regierung eine Note, worin erklärt wird, daß die Kölner Zone am 10. Januar nicht geräumt werden wird, weil die Kontrollkommission festgestellt hat, daß Deutschland nicht alle Abrüstungsbedingungen erfüllt hat. Demgegenüber gab die deutsche Regierung die Erklärung ab, daß von geheimen Waffenlagern keine Rede sein könne und daß man erst den endgültigen Bericht der Kontrollkommission abwarten müsse.

Der „Vorwärts“ fordert in einem „Zurück zur Verständigung“ überschriebenen Artikel, daß von deutscher Seite kein Versuch unterlassen werde, mit Mitteln der Politik — nicht nur mit juristischen Argumenten — den Streitfall durch ein Kompromiß zu regeln. Er wendet sich zunächst nachdrücklich gegen die in London und Paris vorhandene Neigung, Deutschland allein zum Sündenbock für die zerfahrene Situation zu machen und bemerkt dann weiter:

„Seitdem feststeht, daß die Räumung am 10. Januar nicht erfolgen wird, kann es für die deutsche Politik nur eine Frage geben, wann und unter welchen Bedingungen geräumt werden soll. Die andere Seite hat es in der Hand, uns diese Bedingungen zu diktieren; wenn sie die ehrliche Verständigung will, wird sie nicht diktieren, sondern verhandeln. Wäre dies der Fall, so wäre es Aufgabe der deutschen Regierung, den Verhandlungsweg zu suchen. Wer für die Fortdauer der Besetzung Gründe oder auch nur Vorwände liefert, arbeitet damit für jene Richtung in Frankreich, die Gründe und Vorwände sucht, um die Besetzung aufrechtzuerhalten. Man sollte lieber ernstlich die Frage prüfen, ob nicht auch auf deutscher Seite Fehler vorliegen, die dazu beigetragen haben, die Regierung Herriot von der Linie der deutsch-französischen Verständigung abzudrängen. Diese Linie wiederzugewinnen, muß jetzt die Aufgabe aller Deutschen und aller Franzosen sein, die wirkliche Freunde ihres Volkes, keine bloßen Schein- und Schreipatrioten sind. Es kommt jetzt darauf an, die Welt von der loyalen Abrüstungsabsicht der deutschen Regierung zu überzeugen und damit die Befreiung der Kölner Zone und des Ruhrgebietes so rasch wie möglich durchzusetzen. Dazu müssen auch bei der Regierungsbildung die geeigneten Mittel ergriffen werden. Dazu aber ist die Hereinnahme von Deutschnationalen in das Reichskabinett das ungeeignetste Mittel.“

Mussolini wankt.

In den letzten Tagen ist die Stellung des Diktators bedenklich erschüttert worden. In politischen Kreisen wird der Sturz Mussolinis als sicher angenommen.

Gestern wurde Mussolini vom König empfangen. Der König versuchte ihn im Interesse des Friedens im Lande zum Rücktritt zu bewegen. Mussolini antwortete, daß er im entsprechenden Augenblick zurücktreten werde. Außerdem bat er den König, eine Botschaft an das Volk zu erlassen und darin die Bevölkerung zur Bewahrung der Ruhe zu bitten.

Andererseits hielt Mussolini vor den faschistischen Zeitungsleuten eine Rede, in der er erklärte, freiwillig nicht zurückzutreten, und stieß Drohungen an die Adresse der Opposition aus.

In Verbindung mit der Lage tagt der Ministerrat fast ununterbrochen.

Wieviel Miete zahlen wir für das 1. Quartal 1925?

Auf Grund des neuen Mieterschutzgesetzes werden die Mietszinssätze für das erste Quartal, d. h. für die Zeit vom 1. Januar bis 31. März, um 6 Prozent erhöht. Es sind also zu zahlen:

1) Für Einzimmerwohnungen (1 Zimmer und Küche oder nur 1 Zimmer) — 19 Prozent der Grundmiete. Da der Vorkriegsrubel mit 2 Zloty 66 Groschen berechnet wird, betragen 19 Proz. davon — 50,54 Groschen. Bei Einzimmerwohnungen müssen also für jeden Rubel der Vorkriegsmiete

   50,54 Groschen

   bezahlt werden.
2) Für Wohnungen, bestehend aus zwei oder 3 Zimmern nebst Küche — 24 Prozent der Grundmiete. Laut diesem Satz ist

   1 Rubel der Vorkriegsmiete = 63,84 Groschen.
3) Für Wohnungen, bestehend aus 4 bis 6 Zimmern — 29 Prozent der Grundmiete. Danach ist

   1 Rubel der Vorkriegsmiete = 77,14 Groschen.

Da die Berechnung der Miete gewöhnlich große Scherereien mit sich bringt, wollen wir unseren Lesern in nachstehender Tabelle einige Beispiele anführen:

Wenn die jährliche Miete vor dem Kriege betrug Rbl.	Für eine Einzimmerwohnung 19% der Grundmiete		Für eine Zwei- bis Dreizimmerwohnung 24% der Grundmiete	
	1 Monat	3 Monate	1 Monat	3 Monate
	zu zahlen in Zloty			
60	2.53	7.58		
70	2.95	8.85		
80	3.37	10.10		
85	3.58	10.74		
90	3.80	11.37		
95	4.—	12.—		
100	4.21	12.63		
105	4.42	13.27		
110	4.63	13.90		
115	4.84	14.53		
120	5.05	15.16		
125	5.26	15.80		
130	5.47	16.42		
135	5.68	17.05		
140	5.90	17.69		
145	6.10	18.32		
150	6.32	18.95	7.98	23.94
160			8.51	25.54
170			9.05	27.13
180			9.58	28.73
190			10.10	30.32
200			10.64	31.92
210			11.17	33.52
220			11.70	35.11
230			12.24	36.70
240			12.77	38.30
250			13.30	39.90

Zu den oben berechneten Mietssätzen kommen noch die Ausgaben für Ausfuhr, Beleuchtung der Hausflure und Treppen sowie die Löhnung des Wächters hinzu

Lokales.

Ein trauriges Neujahrsgeschenk für die Kommunalbeamten. Der Ministerrat hat am Montag in seiner letzten Sitzung im alten Jahre die Verordnung des Staatspräsidenten zum Beschluß erhoben, daß die Gehälter der Kommunalbeamten und aller Beamten der rechtlich-öffentlichen Institutionen, also auch der Krankenkassen, den Gehältern der Staatsbeamten gleichzustellen sind.

Diese Verordnung wird selbstverständlich die Selbstverwaltungen schädigen, da die heute angestellten besseren Kräfte nach Möglichkeit in die Privatbetriebe abwandern werden.

Eine Ueberraschung des Finanzministers. Wie aus Warschau berichtet wird, hat der Finanzminister zwanzig neue Verordnungen erlassen, die demnächst zur Veröffentlichung gelangen. Sie sind alle dazu bestimmt, um das Sanierungswerk auf Grund des Ermächtigungsgesetzes fortsetzen zu können. Einige dieser Verordnungen sind für die ganze Wirtschaft Polens von weittragender Bedeutung.

Schlechter Geschäftsgang. 35 Prozent der Mitglieder des Vereins der Textilindustrie (kleine Unternehmer) haben die Industriepatente für das neue Jahr nicht ausgekauft.

Die Preisprüfungsstelle in Warschau. In der letzten Sitzung des Ministerrats wurde das Statut des Preisprüfungsamtes bestätigt. Das Amt wird aus neun Mitgliedern, Vertretern der verschiedenen Wirtschaftskreise, bestehen. Sechs Mitglieder werden vom ökonomischen Komitee des Ministerrats und drei vom Vorsitzenden desselben, der gleichzeitig im Amt selbst den Vorsitz führen wird, ernannt. Die erste Sitzung findet in der nächsten Woche statt. Das Amt ist für die Regulierung des wirtschaftlichen Lebens Polens von großer Bedeutung. Hoffentlich wird es auch die Ursachen der Teuerung der verschiedensten Lebensmittel und Artikel des ersten Bedarfs feststellen können, damit auf dieser Grundlage an den Preisabbau geschritten werden kann.

Die Ursache der Lebensmittelteuerung. Wie die Wiener „Neue Freie Presse“ berichtet, so hat sich die Lebensmittelzufuhr aus Polen sehr stark vergrößert. An einem Tage sind allein 17 Waggon Fleisch in Wien angekommen. Polen nimmt gegenwärtig die dritte Stelle unter den Lebensmittellieferanten ein. — Das schönste ist jedoch dabei, daß diese Lebensmittel in Wien bedeutend billiger als in Polen sind.

Die Arbeitslosen und der Magistrat. Der Magistrat hat in der Presse bekanntgegeben, daß die Auszahlung der 12. und 13. Rate an alle diejenigen Arbeitslosen sofort erfolgt, die sich in den Büros melden. Als die Arbeitslosen jedoch die Auszahlung in den Büros forderten, erklärte man ihnen, daß kein Geld vorhanden sei. Die empörten Arbeiter zogen vor den Magistrat, drangen in die Kabinetts der Präsidenten und erklärten, daß diese Spielerei mit den hungrigen Arbeitern aufhören müsse, widrigenfalls sie selbst Ordnung schaffen werden. Unter diesem Druck wichen die Magistratsherren und verpflichteten sich, die Auszahlung heute vorzunehmen.

Pastorwahl. Am Montag wurde Pastor Doberstein zum Diakonus an der Johanniskirche mit 177 gegen 12 Stimmen gewählt.

Feuer. In der Wschodniastr. 18 ist am Montag abend ein Seitenhaus vollständig niedergebrannt. Der Schaden ist sehr groß. Dank dem schnellen Eintreffen der Feuerwehr konnten die Nebengebäude gerettet werden. Als Ursache des Feuers ist die Nachlässigkeit eines Burschen anzusehen, der in einer kleinen Kanone Feuer gemacht hatte, ohne es weiter zu beaufsichtigen. Während seiner Abwesenheit fiel ein Stückchen glühender Kohle aus der Kanone, welches das in der Nähe sich befindliche leicht brennbare Material entzündete.

Falsche 20-Zlotyscheine sind im Verkehr aufgetaucht. Sie sind dadurch zu erkennen, daß sie auf steiferem und dickerem Papier gedruckt sind. Außerdem besitzen sie einen fetthaltigen Glanz. Die Farben sind verwischt. Das Kościuszko-Bildnis tritt durch sein intensiveres Violett stärker hervor.

Vom Deutschen Theater.

Aus der Theaterkanzlei wird uns geschrieben:

Mittwoch, den 31. Dezember 1924, um 8 Uhr abends, findet im Wiederholungsabonnement Nr. 12 die Erstaufführung des weltberühmten Schwanks „Familie Schimek“ von Gustav Kadelburg statt. Um 11 Uhr nachts wird anschließend daran ein „Lustiger Sylvesterrummel“ veranstaltet, an dem sämtliche Mitglieder teilnehmen. Im Programm sind unter anderem zwei lustige Einakter und eine Reihe heiterer Vorträge vorgesehen. Nach dem Programm Tanz bis früh. Die Mitglieder des Deutschen Theaterensembles haben dafür Sorge getragen, daß allen Besuchern ein genußreicher Abend geboten wird.

Donnerstag, den 1. Januar 1925, nachmittags um 4 Uhr, findet bei volkstümlichen Preisen die erste und letzte Wiederholung des reizenden Kindermärchens „Dornröschen“ statt. Abends, um 8 Uhr 15 Min., wird im Premierenabonnement Nr. 13 die vieraktige Groteske „Jolandas letztes Abenteuer“ von Norbert Garras gegeben.

Druckfehlerberichtigung.

Im Feuilleton „Deutsches Theater“ sind in der ersten Spalte in der 23. Zeile die Worte „im Traume“ zu streichen. In der zweiten Spalte in der 15. Zeile sind bei dem Wort „Legende“ die Anführungszeichen wegzulassen.

Aus dem Reiche.

Konstantynow. Straßenbeleuchtung. Die Einwohner unserer Stadt wurden am Weihnachtsabend angenehm überrascht. Der von der Liste der D. A. P. gewählte Vizebürgermeister Stehr ließ auf dem kleinen Ringe und an der Ecke der Mlynarska- und Langestraße je eine Bogenlampe (Petromax) mit einer Lichtstärke von 1000 bezw. 800 Kerzen stellen, die unsere Stadt hell beleuchteten. Dank der Bemühungen des Herrn Stehr ist Konstantynow der ägyptischen Finsternis entrissen worden. Der Vizebürgermeister hat die Absicht, noch an einigen anderen Stellen der Stadt solche Lampen aufzustellen.

Brzeziny. Pastorwahl. Am vergangenen Sonntag wurde anstelle des nach Lodz gegangenen Pastors Wannagat Herr Pastor Kneifel aus Lodz als Ortspastor hier gewählt.

Tomaschow. Raubüberfall. Der Kaufmann Ignacy Bernstein wurde in seiner Wohnung von Banditen überfallen, die ihm 3000 Zloty raubten.

Warschau. Das Salzmonopol bestohlen. Der Direktor des Salzmonopols, Herr Malkiewicz, erhielt von seinem Kassierer die Mitteilung, daß dieser für einige Zeit verreisen muß. Herr M. bekam jedoch eine Ahnung und konnte nach Prüfung der Kasse feststellen, daß 18 000 Zloty mit dem Kassierer mitgegangen sind. Das Finanzministerium hat die Angelegenheit der Polizei übergeben.

— Frauenpolizei. Von Neujahr ab beginnt die vom Polizeikommando organisierte Frauenpolizei ihre Tätigkeit. Aufgabe dieser Frauenpolizei wird der Kampf mit der Prostitution, Demoralisation und dem Handel mit lebender Ware sein. Sie wird mit den Frauenorganisationen zum Schutz der Frau und dem Kampf mit lebender Ware in Verbindung stehen.

— Zurück zum Judentum. Das Warschauer Rabbinat hat im Jahre 1924 an 36 Personen die Genehmigung erteilt, wieder zum Judentum zurückzukehren. Außerdem haben 11 Christen — 6 katholische, 4 griechisch-katholische und 1 Baptist — den jüdischen Glauben angenommen.

Zawiercie. Die hiesige Textilfabrik, die seit längerer Zeit außer Betrieb ist, nimmt die Arbeit von Neujahr wieder auf. Eine Auslandsanleihe von 3 500 000 Dollar ermöglicht der Leitung die Inbetriebsetzung. In der Fabrik werden 6000 Arbeiter beschäftigt.

Jugendabteilung der Deutschen Arbeitspartei Polens.

Achtung! Der Vorstand der Gesang-Sektion ladet sämtliche aktive und passive Mitglieder zu der am Sonnabend, den 3 Januar, um 7 Uhr abends, stattfindenden Sitzung höflichst ein. Da wichtige Fragen zu besprechen sind, bittet der Vorstand um vollzähliges Erscheinen.

Achtung! Sportsektion. Freitag, den 2. Januar 1925, um 8 Uhr abends, findet die 2. Monatssitzung statt. Um zahlreiches Erscheinen bittet die Verwaltung.

Die deutsche Volksschule in Lodz.

Unser Planet hat wieder einmal seine vorgezeichnete Bahn um seine Achse zurückgelegt. Ein Jahr in der Zeitrechnung ist abgeschlossen worden. Wir stehen wiederum an der Schwelle eines neuen Jahres. Sitte und Brauch der Kulturwelt ist es, an der Wende eines Jahres einen Rückblick auf das von uns scheidende Jahr zu tun, Betrachtungen über die in ihm stattgehabten Geschehnisse und Ereignisse anzustellen, sowie die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen für das angehende neue Jahr zu ziehen. Aufgabe dieses bescheidenen Zeitungsaufsatzes soll es sein, die deutsche Oeffentlichkeit mit dem augenblicklichen Stande des deutschen Volksschulwesens unserer Stadt, dem Grundstein des Deutschtums hierzulande, wenn auch nur in ganz engem Rahmen, bekanntzumachen. Wir beginnen mit dem Augenblick der Erlangung der Unabhängigkeit durch das polnische Volk, also mit dem Moment der Wiedererstehung des Polnischen Staates.

Als Polen die Fesseln der Sklaverei und Abhängigkeit im Jahre 1918 von sich gestreift, das Steuer des Staatsschiffes selbst übernommen, mit dem Aufbau der von der Kriegsfurie heimgesuchten und eingeäscherten Städte und Dörfer, mit der Neubelebung des Bahn- und Postverkehrs, mit der Organisation des Bildungswesens begonnen, da zählte Lodz dreißig deutsche Volksschulen. Jede dieser Schulen besaß bei geringen Ausnahmen vier Klassen. Diese Ziffer schmolz jedoch in der Folge von Jahr zu Jahr erschreckend zusammen, so daß heute nur noch 18 Schulen mit deutscher Unterrichtssprache übrig geblieben sind. Im Laufe von knapp 6 Jahren hat der deutsche Teil der Bevölkerung von Lodz 12 Schulen, d. h. fast die Hälfte seiner Bildungsstätten verloren. Die Bilanz ist erschreckend. Die Führer und parlamentarischen Vertreter des Deutschtums in den polnischen Landen strengen alle ihre Kräfte an, um wenigstens das zu erhalten, was noch zu erhalten möglich ist. Und doch zeitigt die mit der größten Aufopferung und Hingebung dargebrachte Arbeit nicht die erhofften Resultate. Die Zahl unserer deutschen Volksschulen nimmt von Jahr zu Jahr ab. Die eingereichten Deklarationen, in denen die Eltern um die deutsche Unterrichtssprache für ihre Kinder ersuchen, reichen nicht aus, um den noch bestehenden deutschen Volksschulen genügend Kinder für die erste Klasse zuzuführen. Die Folge davon ist, daß diese und jene Schule, ihres Grundstockes beraubt, zum Untergange verurteilt wird. Wenn wir in dem Schuljahr 1924—25, dank der unermüdlichen Aufklärungsarbeit der Abgeordneten und Stadtverordneten der Deutschen Arbeitspartei Polens und der Mithilfe der deutschen Presse ohne Unterschied der politischen Schattierungen, über hundert ABC-Schützen unseren Schulen mehr zur Verfügung stellen konnten als in den vergangenen Jahren, so haben wir zwar eine Besserung in dieser Beziehung herbeigeführt, diese oder jene Schule vom sicheren Untergange gerettet; doch bleibt noch viel zu tun übrig.

An Hand von Material, das wir von maßgebender Stelle eingeholt haben, stellt sich die Lage der deutschen Volksschule in Lodz augenblicklich wie folgt dar:

Lauf. Nr	Schul-Nr.	Klassen							
		I	II	III	IV	V	VI	VII	Insgesamt
1	90	1	1	1	1	2	1	1	8 Klassen
2	93	—	1	1	2	2	1	1	8 „
3	94	—	—	1	1	2	1	1	6 „
4	95	1	1	2	1	2	1	1	9 „
5	96	1	1	1	2	2	1	1	9 „
6	98	—	—	1	1	1	1	1	5 „
7	100	—	—	1	1	1	1	1	5 „
8	102	1	1	2	2	2	2	1	11 „
9	103	1	1	1	3	2	2	1	11 „
10	104	1	1	2	2	2	1	1	10 „
11	107	1	1	1	1	—	—	—	4 „
12	110	—	1	1	2	1	1	1	7 „
13	111	1	1	1	1	1	1	—	6 „
14	112	1	1	1	2	1	1	1	8 „
15	115	1	1	2	2	1	1	1	9 „
16	117	1	1	1	1	1	1	—	6 „
17	118	1	1	1	2	2	2	1	10 „
18	120	—	1	1	2	1	—	—	5 „

Wie aus obiger Zusammenstellung ersichtlich ist, sind von den 18 bestehenden deutschen Volksschulen zwölf als gesichert zu betrachten, während die sechs übrigen mehr oder weniger gefährdet sind. Unwillkürlich sucht man nach den Ursachen dieser Erscheinung und verlangt nach Aufklärung. Wir wollen an dieser Stelle einige, unserer Auffassung nach die wichtigsten Gründe nennen.

Der Weltkrieg, der fast die gesamte Industrie unseres Landes lahmgelegt, Tausende und Abertausende von Familien ihrer Erwerbsmöglichkeit beraubt, hat eine noch nie dagewesene Auswanderung des werktätigen Volkes verursacht. Zur Illustration seien folgende Daten der Statistischen Abteilung des Magistrats der Stadt Lodz angeführt. Vor Ausbruch des Krieges zählte Lodz 506 000 Einwohner, im Jahre 1915 — 341 500. Dabei muß in Betracht gezogen werden, daß in den Kriegsjahren so gut wie gar keine Ehen geschlossen wurden, die Zahl der Geburten verschwindend gering war. Zieht man nun in Betracht, daß vom Schulzwang in den letzten Jahren gerade diese Jahrgänge, d. h. 1915, 1916 und 1917 umfaßt waren, so wird es klar, wo die Ursache des Kindermangels zu suchen ist. Erst die Jahre 1918, 1919 usw. weisen ein stetes Anwachsen der Einwohner auf: 1919 — 433472, 1923 — 505944. Es ist daher anzunehmen, daß das kommende Schuljahr, welches den Schulzwang auf den Jahrgang 1918 ausdehnen wird, eine Wendung zum Besseren für unser deutsches Schulwesen am Orte bringen wird.

Die Schaffung der 7-klassigen Volksschule hat ebenfalls zur Verringerung der Schulen beigetragen. Die wenigsten Schulen verfügten über die genügende Kinderzahl, um die höheren Klassen, d. h. die 5., 6. und 7. zu bilden, weshalb die Verschmelzung von Schulen vorgenommen werden mußte. Dies war aber jedoch nicht nur mit den deutschen, sondern auch mit den polnischen Schulen der Fall.

Als letzter und wichtigster Grund muß die Gleichgültigkeit und der Mangel an Charakter bei unseren Deutschen von Lodz genannt werden. Viele Eltern sind der Meinung, daß es ihnen ganz gleich sei, ob ihr Kind in der Muttersprache den Lehrunterricht genießt oder aber eine polnische Schule besucht. Wir wohnen in Polen, deshalb muß mein Kind eine polnische Schule besuchen — meint so mancher Vater. Ohne die geringsten Skrupeln wird das heilige Erbe der Väter, die Muttersprache, aufgegeben. Daß dem Kinde durch diese Auffassung des Vaters der Unterricht erschwert und nicht selten verleidet wird, darum kümmert man sich eben nicht. So kommt es, daß ein bedeutender Prozentsatz von Kindern deutscher Eltern Schulen mit polnischer Unterrichtssprache besucht und dadurch unsere Reihen schwächt.

Drei Begleiterscheinungen haben wir soeben besprochen. Kurz, aber deutlich genug, um sich über den zahlenmäßigen Rückgang im deutschen Volksschulwesen während der letzten sechs Jahre ein Bild machen zu können. Schwer hat uns der Verlust von 40 Prozent unserer Volksbildungsstätten getroffen, umsomehr da wir in Anbetracht der erwähnten Motive dem allmählichen Absterben fast ohnmächtig gegenüber stehen. Die intensivste Arbeit unserer Volksvertreter im Reichs- und Stadtparlament, selbst die energischsten Vorstellungen bei den Stadt- und Landesbehörden sind und werden so lange Teilarbeit bleiben, solange ein großer Teil der Oeffentlichkeit die verderbliche Gleichgültigkeit fernerhin bewahren wird.

Ist die Beeinflussung der beiden ersten Punkte, die im hohen Maße bei der Reduzierung unserer Schulen eine gewuchtige Rolle spielen, von höheren Gewalten abhängig, so liegt es dagegen an uns, daß die Säumigen und Gleichgültigen, die nicht selten aus Unkenntnis der Sachlage und aus persönlicher Bequemlichkeit abseits stehen bleiben, aufgeklärt, ihre naiven Befürchtungen zerstreut werden. Hier muß die Aufklärungsarbeit mit aller Energie einsetzen, jeder deutsche Zeitungsleser muß sein Teil dazu beitragen, daß die lauen deutschen Eltern die Pflichten, die sie ihren Kindern und ihrem Volkstum schuldig sind, erfüllen.

Tut jeder deutsche Vater, jede deutsche Mutter ihre Pflicht, so brauchen wir — trotz der oben geschilderten traurigen Lage des deutschen Volksschulwesens — die Zukunft nicht zu fürchten. Wir dürfen dann getrost und voller Zuversicht über die Schwelle des neuen Jahres schreiten.

Die Neujahrsparole lautet:

Unsere deutsche Schule kann und darf uns nicht genommen werden!

R. Klim.

Sport.

Fußballwettspiel Spanien - Oesterreich 2:1.

Dieses Spiel wurde in Barcelona in Gegenwart von 25 000 Zuschauern ausgetragen. Die Spanier siegten durch Zufall mit 2:1. Der Wettkampf wurde in einem derart scharfen Tempo geführt, daß drei Wiener verwundet vom Platze getragen werden mußten.

Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Stv. Ludwig Kuk.
Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauer 109.

Sonderbeiblatt zur Nr. 1 | **Lodzer Volkszeitung** | Donnerstag, den 1. Januar 1925.

Sylvester und Neujahr.

Von Imkow.

Und Rom jauchzte! Tanzte und zechte! Und tausend Kirchenglocken schlugen und Millionen Kehlen sangen dem großen Konstantin, Kaiser von Byzanz, der dem Papste Sylvester I. Rom und Italien geschenkt!

Und so wurde es ein päpstliches Rom und ein päpstliches Italien! Und wir freuen uns darüber viele Jahrhunderte und freuen uns heute noch. Ob darüber, daß es kein päpstliches Rom und Italien mehr ist?

Und sollten wir nicht ein Gleiches tun?

Ist uns nicht im vergangenen Jahre vieles geschenkt worden? Manches hoffentlich ebenso vergänglich als das päpstliche Rom und Italien?

Haben wir nicht den Zloty, den festen, vollwertigen Messer aller Werte?

Hei Proleten, laßt die Pfropfen knallen! Die Not ist vorbei! Der Zloty, den wir verdienen, d. h. wenn wir ihn verdienen, er bleibt was er ist!?

Oder kann ihn Teuerung entwerten, die Steuer vermindern?

Ja, wenn uns am letzten Sylvester die Millionen, diese fiktiven Werte der Nachkriegsanarchie, schrumpften, schwanden, so ist es heute umgekehrt. Der Zloty in seiner angeschwollenen Bedeutung ist uns anderthalb wert, und die kleine Unannehmlichkeit besteht nur noch darin, daß uns eben jener Teil, um den er angeschwollen, fehlt. Ach, jenen Teil, nämlich die Differenz zwischen dem Arbeitszloty und seiner Kaufkraft hat leider, leider, der Teufel geholt!

Also tanzen wir! Ja mehr als Rom und Italien haben wir gewonnen! Denn ist nicht jene Theorie eines Marx und Lassalle Lügen gestraft worden? Die vermaledeite Theorie, nach welcher Großindustrie und Finanz den Mittelstand untergraben, proletarisieren? Ja, haben wir ihn nicht gesehen, den neuen Mittelstand, den Inflationsmittelstand, wie er in der Nachkriegsanarchie, wie Pilze nach dem Regen (es war freilich ein Feuerregen) aus dem aufgewühlten, mit Blut und Gift und Haß und Lüge, so reichgedüngten Boden sproß? Oder glaubt man gar, daß der Zloty dieses herrliche Geschenk nicht wieder töten wird, getötet hat? Also jauchzen wir, singen wir! Denn schon sind einige Sylvester der Ewigkeit anheimgefallen und manches Geschenk der großen Konstantine in Vergessenheit geraten, und doch lebt noch das Glorreichste aller Geschenke, die Völkerliga, und noch ist Hoffnung, daß sie alt wird, wie ihre Vorgängerin, die „heilige", die Metternichsche Liga, und bestehen bleibt, so lange sie geschehen läßt, was sie nicht ändern kann!

Oder, wollt Ihr nicht tanzen, wollt Ihr nicht singen, weil die polnischen, deutschen, englischen und andere Proletarier noch immer am Strange ihrer nationalen Bourgeoisie ziehen und noch immer nicht begriffen haben, daß nicht die Nation die Proletarier scheidet, sondern der Widerspruch des kapitalistischen Systems? Ihr wollt also die Leichtgläubigen, die Leichtsinnigen und Schmarotzer tanzen lassen und selbst warten, bis die Reihe an uns ist? Gut, wir sind dabei!

— — — — — —

Die Mitternacht naht, die Mitternacht ist da! Und tausend Glocken dröhnen und aus Millionen Kehlen ruft es: Prosit Neujahr!

Als wäre dieses Neue Jahr ein Gegenstand, den man festhalten, betrachten kann; als wäre es etwas mehr denn ein Glied in der Kette der Ewigkeit, ein Zeitmesser, dessen geschichtlicher Inhalt von allen schöpferischen Kräften der Natur, also auch von uns bestimmt wird!

Der Inhalt also, was soll der Inhalt sein! Was soll und kann er anderes sein, als dem sterbenden Jahre die Maske einer natürlichen Gesetzlichkeit vom erstarrenden Antlitz zu reißen. Das vergangene Jahr, wie seine Vorgänger, haben den Wert der Arbeit verfälscht! Sie haben einen Teil der Arbeitskraft gestohlen und warfen den Ueberschuß in den kapitalistischen Morast, aus dem neue Fäulnis, neue Knechtschaft, Unkultur und Brudermord sprießen soll!

Das vergangene Jahr, wie seine Vorgänger, hat eine Rückkehr in die „alte gute Zeit" geheuchelt, während es tausend Existenzen vernichtete, tausend Verblendete an den Abgrund führte, in die Reihen jener, die im Daseinskampfe noch nicht einmal die Zusicherung des täglichen Brotes erkämpft haben.

Das alte Jahr, wie seine Vorgänger, hat uns eine Völkerverbrüderung vorgespiegelt, in Wirklichkeit aber bewiesen, daß es in der kapitalistischen Aera nur das Recht der Faust, das Recht des Starken geben kann!

Das alte Jahr hat mit erschreckender Klarheit bewiesen, wie stark das Netz noch ist, welches die auf Egoismus und Ausbeutung gegründete Weltordnung um die Menschheit geschlungen hat; wie künstlich die Maschen, in welche sie die proletarischen Massen verstrickt, und wie mühselig die Anstrengungen der Völker, sich diesem Netze zu entwinden!

Wir tragen es gerne zu Grabe, das alte Jahr! Doch weil Erkenntnis allen Haß mildert, so wollen wir ihm nicht fluchen und wollen ihm dankbar sein für die wenigen Lichtstrahlen, die es uns bot, für die wenigen Beweise, die es uns brachte, daß die Menschheit sich von ihrer langwierigen und steinigen Bahn zur Gerechtigkeit, trotz Gewalt und Lüge, nicht abbringen läßt!

Die Arbeiterschaft in den verschiedenen Ländern hat ihr erwachendes und wachsendes Bewußtsein bekundet. Die Positionen der Proletarier sind stärker als je! Und wir selbst hielten ja auch nicht die Hände im Schoß gefaltet!

So tragen wir mit gestärkter Hoffnung in das neue Jahr die Losung hinüber:

Fort mit der Profitwirtschaft! Brot und Freude allen, die Menschenantlitz tragen!

Und Völkerverbrüderung, nicht nach den Methoden des bürgerlichen Pazifismus, sondern nach unserer ehernen Losung: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Sturm.

Sturm, mein Geselle,
Du rufst mich!
Noch kann ich nicht,
Noch bin ich gekettet.
Ja, auch ich bin Sturm,
Teil von Dir;
Und der Tag kommt wieder,
Da ich Ketten breche.
Da ich wiederum brause.
Brause durch die Weiten,
Stürme um die Erde,
Stürme durch die Länder,
Stürme in die Menschen,
Menschenhirn und -Herzen,
Sturmwind, wie Du!

Gerne wohl hör ich Dich,
Urbild gewaltiger Kraft. —
Lieber doch wüßt ich Dich,
Hört ich Dich, fühlt ich Dich,
Wärst Du ein Bote mir,
Anderer Kraft, Volkes Kraft.
Heulender Sturm der Nacht,
Nimmer befreist du mich!
Anderer Kraft, Volkes Kraft
Harre ich sehnsuchtsvoll,
Lausch ich voll Ungeduld,
Wann wirst Du künden sie?
Friedens- und Freiheitsschlacht,
Kampfgebraus auch für mich!

K. L.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955

von **Hans Dominik.**

(14. Fortsetzung.)

Das mochte wohl auf den Mann gehen, der dort ruhig im Stuhle schlummerte und Erfindungen von so gewaltiger Tragweite gemacht hatte.

„Von Mitternacht kommt die Macht." Wörtlich ließ es sich jetzt auf sie alle drei zusammen deuten...

Die Steuerung des Kreuzers wurde von Minute zu Minute unsicherer. Der steuernde Kreisel, dessen Achse an jedem Punkte der Erde auf den Polarstern weist, stand jetzt genau senkrecht.

Erik Truwor blickte durch die Scheiben nach unten. Wo die Wolken einen Durchblick ließen, wurden unendlich ausgedehnte Eis- und Schneeflächen sichtbar. Der Kreuzer stand genau über dem Pol. Wohin immer er jetzt fuhr, er mußte nach Süden fahren und aus Mitternacht kommen.

Mit fester Hand griff der Schwede in die Speichen der Steuerung. In weitem Bogen schwenkte das Schiff um einen Winkel von fünfundvierzig Grad und schlug den Kurs auf die Ostecke von Spitzbergen ein. Minuten verstrichen. Dann nahm der steuernde Kreisel ganz allmählich eine schräge Lage an. Die automatische Steuerung begann wieder zu arbeiten, und Erik Truwor konnte zur drahtlosen Station zurücktreten.

Atma wies ihm stumm den Papierstreifen, der inzwischen viele Meter lang unter dem Schreibrad hervorgequollen war... Aufregende Depeschen aus Amerika. Der Krieg mit England so gut wie sicher. Kühle Auslassungen von Washington. Dann wieder siedend heiße Telegramme der amerikanischen Presse. R. F. c. 1 spielte die Hauptrolle darin.

Die amerikanischen Wachtflieger sollten seine Landung in Schottland beobachtet haben. Der Aether war voll von gefährlichen Nachrichten.

Erik Truwor las, während die Stunden der Fahrt sich summten. Endlich hatten sie das offene Meer unter sich. Das Nordkap kam in Sicht. Gebirge, Fjorde, weite Flächen... alles noch in bläulichem Nebel verschwommen. Jetzt schoß der Flieger mit starkem Gefälle nach unten. Seine Geschwindigkeit nahm ab, als er in die dichteren Luftschichten eindrang. Dann senkte er sich mit stehenden Maschinen im Gleitflug und stand auf einer weiten, nur mit Heidekraut bewachsenen Fläche still.

Atma trat auf den Schläfer zu und strich ihm leicht über die Augen. Silvester Bursfeld erwachte und erhob sich erfrischt. Der magnetische Schlaf hatte die Spuren der erlittenen Anstrengungen und Leiden verwischt. Nur noch das kurze Haar und der ominöse Anzug errinnerten daran, daß er vor zehn Stunden zum Tode geführt werden sollte.

Als Erster sprang Erik Truwor aus dem Schiff und stand fest und sicher auf dem heimatlichen Boden. Sorglich half er Silvester beim Verlassen des Fliegers.

„Willkommen auf heimatlichem Boden! Willkommen, Silvester, im alten Schweden, in unserem Limnais! Ein neues Leben beginnt heute für uns alle, Deine Erfindung, Silvester, ist größer, als du selbst vielleicht denkst und ahnst. Das Schicksal hat uns viel gegeben. Wir werden uns der Gabe würdig zeigen müssen."

Soma Atma war als der Letzte aus dem Flugschiff gesprungen. Seine Frage unterbrach den Gedankenflug Erik Truwors.

„Wohin mit dem Flugschiff? Hier darf es nicht stehen. Die Luft hat Augen."

Silvester Bursfeld trat näher und strich liebkosend über die silbern schimmerde Wand des Schiffes. An den Körper einer Schwalbe erinnerte sein Rumpf. Schmal und schnittig, daß die Luft es noch sanft umstrich, wenn es mit Flintenkugelgeschwindigkeit durch den Aether dahinschoß. Der Rumpf vom langausgezogenen Steuerschwanz bis zum Motorkopf kaum zwölf Meter lang. Die Schwingen zu ebener Erde jetzt zusammengefaltet und an den Rumpf gelegt wie die Flügel einer ruhenden Schwalbe. In der dünnen Atmosphäre, in dreißig Kilometer Höhe, da reckten sich diese blanken Flächen aus, streckten sich von innen her gespreizt weit nach beiden Seiten, bis sie fünfzig Meter klafterten.

Auf leichten Rädern stand der zierliche Rumpf mit angefalteten Schwingen.

„Die Yankees sollen das Schiff nicht wiederhaben. Ein Andenken sind sie mir für den elektrischen Stuhl schuldig."

Silvester knurrte es unwillig vor sich hin.

„Du hast recht. Wir können die Maschine selbst gebrauchen. Moralische Verpflichtungen haben wir nach deinem Abenteuer nicht mehr. Das Schiff findet Platz in der Odinshöhle."

Silvester Bursfeld trug an einem Riemen an der rechten Hüfte einen kleinen Kasten aus poliertem Zedernholz. Er ergriff ihn, wie man nach einem Krimstecher greift. Einige Griffe an ein paar Stellschrauben des Apparates, und wie von Geisterhänden berührt, begann das Flugschiff auf dem ebenen Heideboden langsam voranzurollen. So gemächlich, daß seine drei bisherigen Passagiere ihm im bequemen Schritt zu folgen vermochten. Etwa wie ein gut dressierter Hund lief es vor ihnen her, während Silvester Bursfeld es mit seinem Apparat verfolgte wie ein Photograph ein Objekt, das er auf die Platte bannen will.

(Fortsetzung folgt.)

Aufwärts oder abwärts?

Die Frage an das neue Jahr.

Zl. Wie geht die Reise? Das ist die Frage an das neue Jahr. Aufwärts oder abwärts? Die alte Sicherheit, daß das neue Jahr unter allen Umständen ein Jahr des Fortschritts sein wird, ist verloren. Wir können nicht mehr selbstzufrieden auf den Taten der Vergangenheit ausruhen und preisen, „wie wir's dann zuletzt so herrlich weitgebracht“. Gerade die Lobredner der Vergangenheit haben den Glauben an den stetigen Fortschritt der Kultur am gründlichsten verloren. Die aber dem Neuen leben, werden durch die Gewalt ungeheurer Hemmungen reichlich daran erinnert, daß keine herrliche Zukunft unverdient dem Träger in den Schoß fällt. Nein, erarbeitet will es sein und erstritten, durch unerhörte Wandlungen und Katastrophen hindurch.

Dennoch wäre es das Törichtste, wenn man über der Erfahrung der Hindernisse den Glauben an den Fortschritt zum Guten wegwerfen wollte. Ohne Optimismus bringt man kein Geschäft in die Höhe. Das Verdienst des Pessimismus besteht darin, daß er uns die Wirklichkeit zeigt, wie sie ist, mit ihren tiefen Schatten. Wem der Himmel voller Geigen hängt, der wird schwerlich in der Erde festen Grund legen. Aber daran muß der Mensch glauben, daß es schließlich in dieser Welt der Enttäuschung und der Fehlschläge ein Gelingen gibt, dem es sich lohnt zuzustreben. Es gilt nur, die rechten Ziele zu schauen und mutig die ganze Kraft dafür einzusetzen. Allen Katastrophen zum Trotz stehen über der Welt die ewigen Sterne.

Es sind zwei sehr verschiedene Weltanschauungen, ob man glaubt: Gott hat die Welt geschaffen! oder ob man urteilt: Die Welt ist des Teufels. Immer aufs neue werden uns diese beiden Weltanschauungen zur Wahl gestellt. Ich rate, bei der ersten zu bleiben. Dann mag uns diese Welt mit ihrer Unruhe und ihrem Streit, ihrer Not und ihrer Schuld oft genug feindlich und trostlos anmuten: wir werden dieser Eindrücke und damit der Welt selber immer wieder Herr im Glauben an den Sieg „des guten Prinzips über das böse“. Es kommt doch schließlich darauf an, welche Macht das letzte Wort behält! Nicht daß wir schon am Ziele sind, ist die Hauptsache, sondern daß wir ein Ziel haben und dem Ziele näher kommen. Dies Näherkommen, dies Werden und Wachsen ist unser bestes irdisches Glück.

Was aber das neue Jahr 1925 anbelangt, so haben wir alle Ursache, unsere Frage, ob es uns aufwärts oder abwärts führen wird, zu beantworten mit einem fröhlichen: Aufwärts natürlich! Denn wir liegen so tief darnieder, wir sind allmählich so heruntergekommen, daß es eigentlich nicht mehr abwärts geht. Dagegen sind doch Anzeichen da, Symptome, als wenn die Menschen einmal wollten zur Vernunft kommen. Die beachten, hegen und selber dazu tun, daß aus leisen Anfängen etwas Beständiges herauskomme, das ist die Kunst. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ — dabei bleibt es auch für uns werktätigen Deutschen Polens. Kein noch so großer Chauvinist und Deutschenfresser, keine Bedrückung und Verfolgung, keine Armut kann uns an unsrer inneren Erneuerung hindern. Hemmen, ja, das können uns Menschen und Zustände. Aber totzukriegen sind wir Deutschen in Polen nicht. Diese Wahrheit sollen sich alle diejenigen gesagt sein lassen, die durch stetiges Fortschreiten in der Verwässerung der Hirne glauben, wir bewußt Deutschen könnten in einem anderen Volke aufgehen.

Was von uns gefordert wird, das ist Wachsein. Sonst nichts. In uns schlummern noch Kräfte, die geweckt werden müssen. Sind diese Kräfte erweckt, stehen wir Mann zu Mann, dann braucht es uns vor dem neuen Jahr nicht bange zu werden.

Probieren wir es einmal, uns zu sammeln und nicht zu schlafen und gehen wir so in das neue Jahr: was gilt's, wir kommen voran, nicht abwärts sondern aufwärts!

Sei uns gegrüßt . . .

Trippelt ein Knäblein durch den Schnee,
Kleine, feine Spur
mißt von der Ferse bis zur Zeh
eine Spanne nur.

Wo der zarte Fuß hintritt,
Rose und Lilie blüht.
Hinter jedem kurzen Schritt
farbig ein Garten glüht.

Rauh zerrt der Silvesterwind
an dem blauen Gewand.
Aber das wundersame Kind
wandelt weiter ins Land.

Wächst und wächst zum jungen Licht,
bindet die Sonne ins Haar.
Und das weiche Kindergesicht
formt sich stark und klar.

Sei uns gesegnet, Bringer du
einer helleren Zeit!
Wachse, Kind! Wir wachsen dir zu.
Raum ist weit und breit.

Karl Bröger.

Die Genossenschaftsbewegung in Rußland.

In der Zeitschrift „International Labour Review“ schreibt der ehemalige Vorsitzende des Zentralausschusses des russischen Genossenschaftskongresses, Dr. Prokopowitsch, Professor an den Universitäten Berlin und Prag, daß die gegenwärtige Lage der Genossenschaftsbewegung in Rußland gekennzeichnet sei durch Verminderung der Zahl der Genossenschaften sowie der Mitglieder, ferner durch eine bedeutende Schwächung der Finanzen und eine abnormale Entwicklung der Verwaltungseinrichtungen.

Die Geschichte der russischen Genossenschaftsbewegung unter der Räteherrschaft kann in drei Abschnitte gegliedert werden. Während des ersten Abschnittes, der die Zeit vom Ende des Jahres 1917 bis zum Anfang des Jahres 1919 umfaßt, blieben die Genossenschaften als unabhängige Organisationen bestehen. Sie wurden allerdings von der allgemeinen Politik der Regierung gehemmt, welche das Wirtschaftssystem des Landes durchgreifend änderte. Während des zweiten Abschnittes ging die Genossenschaftsbewegung ihrer Unabhängigkeit verlustig, sie wurde zu einer Staatseinrichtung. Alle Arten von Genossenschaften sind in den „Gemeinschaften der Verbraucher“ zusammengefaßt, die staatliche Organe zur Nahrungsversorgung der Bevölkerung darstellen. Im dritten Abschnitt, der im Frühjahr 1921 mit der Einführung der neuen Wirtschaftspolitik beginnt, wurde die genossenschaftliche Selbstverwaltung nach und nach wieder hergestellt, doch schritt ihr wirtschaftliches Wiederaufleben nur langsam vorwärts, da das Erbteil der vorausgegangenen Politik sie zu schwer belastete. Anfang 1918 erreichten die Genossenschaften in Sowjetrußland die hohe Mitgliederzahl von 21 Millionen, wovon zehn Millionen auf die Konsumvereine trafen und 10½ Millionen auf Kreditgenossenschaften.

Die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten.

Eine von dem Indian-Büro der Vereinigten Staaten angestellte Statistik gibt die Gesamtzahl der in den Vereinigten Staaten gegenwärtig lebenden Indianer mit 346 962 an; das bedeutet einen Zuwachs von 2619 in dem am 30. Juni abgelaufenen Fiskaljahr und von 16 283 in den letzten elf Jahren. Das Amt bemerkt dazu: „Nach den besten Quellen erscheint es zweifelhaft, ob die amerikanischen Indianer in dem Gebiet, das heute die Vereinigten Staaten umfassen seit der Ankunft des Columbus die gegenwärtige Ziffer jemals überschritten haben, vor allem, wenn man die 60 000 in Betracht zieht, die ihre Stammeszugehörigkeit aufgegeben und sich mit der übrigen Bevölkerung vermischt haben.“ Diese Mitteilung ist selbst für die meisten Amerikaner überraschend; denn man nahm bisher immer an, daß das vielfach so schändliche Verhalten der Weißen gegen die Indianer die Zahl der Eingeborenen in den Jahren, wo sie in die Reservationen getrieben wurden, derart dezimiert hätte, daß ihre gegenwärtige Zahl viel geringer sei, als in den Tagen, wo die Rothäute einen ganzen Kontinent als Jagdgrund besaßen.

Deutsches Theater.

„Das Apostelspiel“ von Max Mell.
„Kabale und Liebe“ von Friedrich von Schiller.
„Dornröschen“ von Norbert Bürkner.

Am ersten Weihnachtsfeiertag wurde Max Mells „Apostelspiel“ gegeben. Mell geht es nicht um eine sich zuspitzende Handlung, nicht um den Theatereffekt, sondern um die Idee: Der Glauben könne Wunder wirken. Ein Hauch der ewigen Liebe ging durch den Zuschauerraum, als ein alter Mann vor den Vorhang trat und anhob vom Reiche Gottes auf Erden zu sprechen, das noch nicht erfüllt sei. Trotz Ungemach, Bitternisse und Verworfenheit gehe doch ein Lichtlein über die Welt, wie man es gleich sehen werde. Und dann ging der Vorhang in die Höhe. In einer kleinen Bauernstube hoch oben in den Bergen sitzen Großvater und Enkeltochter. Draußen tobt ein Sturm, die Wege sind verweht. Magdalene liest im Evangelium. Der Großvater muß ihr Rede stehen. Sie ist des festen Glaubens, daß auch noch heute der Herr mit seinen Jüngern auf Erden wandle. Engelhaft rührend ist die Freude, die über Magdalenens Gesicht bei dem Gedanken huscht, der Herr und die Jünger könnten auch in ihre Bauernstube kommen. Der Großvater läßt sie in diesem Glauben, doch sucht er ihr klar zu machen, daß sie die Jünger nicht würdig empfangen könnten. Die Jünger würden sich daher in diesem Sturm nicht nach ihrer abgelegenen Stube verirren. Während Magdalene im Traume im Evangelium weiterliest und der Großvater das Vieh im Stall besorgen geht, stampfen in die Stube zwei wüste Gesellen, deren Ziel Raub und Mord ist. Sie lateinisieren ihre Namen, um den Anschein der Vornehmheit zu erwecken. Sie nennen sich Petrus und Johannes. Magdalene macht sie zu Aposteln und zwingt sie, durch ihr Fragestellen die Apostelrollen zu übernehmen. Der weichherzige Johannes wird in die Gefühlswelt des Kindes hineingezogen, muß im Evangelium nachschlagen, dunkle Stellen erklären, Rechenschaft geben. Auch Petrus wird examiniert. Es geht sogar hart auf hart. Mit Petrus geht der böse Dämon durch und er bedroht Magdalene mit einem Messer. Sie antwortet jedoch voller Einfachheit: „Herr Petrus, ich werde auferstehen!...“ und das Messer fällt Petrus aus der Hand. Beide Bösewichte sind weich geworden und stehlen sich in die Nacht hinaus.

Das Wunder war geschehen. Der Glaube an die ewige Liebe hat die rohe Herzen der Verbrecher zum Schmelzen gebracht. Das Symbol des Lichts siegte über die Gewalt der Finsternis.

Und wieder trat der alte Mann an die Rampe und seine Knittelverse waren eine ernste Mahnung an die Menschheit. Dieses Nachwort gab der „Legende“ den tieferen Sinn. An uns liegt es, das Reich Gottes auf Erden wahr zu machen, das Auferstehen zu vollbringen.

Die Spielleitung hatte Direktor Dr. Lohan. Das Vor- und Nachwort sprach Friedrich Links, der auch gleichzeitig den Großvater spielte. Er rezitierte in einer Weise, die tief ergriff. Sein Großvater war wohlgetroffen und nahm uns gefangen. Ellinor Falk war die kleine Magdalene. Das Naive ihrer frommen Einfalt war vielleicht etwas zu stark betont. Sonst aber war Magdalene eine Leistung, die sich sehen lassen kann. Ellinor Falks Vielseitigkeit ist überraschend. Die beiden Apostel Petrus und Johannes gaben Josef Albin und Gustav Adolf Litteck. Albins Petrus war grobbärbeißig. Auch seine Maske war gut. Der Uebergang Litteck's vom Verbrecher zum sanften Jüngling war sehr gut erfaßt.

Die Bauernstube konnte nicht den Eindruck erwecken, daß sie die Stube armer Bauern hoch oben im Gebirge ist. Der Ofen war unmöglich. Man hätte auch die Raumverteilung anders vornehmen müssen, um uns durch das Fenster das Schneewehen glaubhaft zu machen. Ueber allem aber fehlte die Weihnachtsstimmung, denn als Weihnachtsvorstellung war das Apostelspiel gedacht.

Zu erwähnen ist noch, daß dem „Apostelspiel“ Hugo von Hoffmanstals „Der Tor und der Tod“ voranging. Kurt Katsch hat es gesprochen.

„Kabale und Liebe“ ist das am besten inszenierte Stück dieser Spielzeit. Die Besetzung der einzelnen Rollen ließ nichts zu wünschen. Das Zusammenspiel war ausgezeichnet, denn jeder der Darsteller gab sein Bestes. Schließlich hat dies Schillersche Meisterwerk, das der Weltliteratur angehört, Szenen von solch dramatischer Wucht, die einen Erfolg sichern. Hier war es jedoch mehr als ein Durchschnittserfolg. Friedrich Links zeichnete für die Spielleitung. Es dürfte nicht zuletzt sein Verdienst sein, wenn das Trauerspiel in solcher Vollendung herausgebracht wurde. Annie Wallfried als Luise hat ihre tragische Rolle mit viel Verständnis gespielt. Sie ging in der Luise auf. Mimi Foitik spielte die elegante Lady Milford; in der Liebe und im Haß gleich echt. Magda Karmen war als Frau Miller recht gut. Konrad Stieber als Musikus, Martin Miller als Kammerdiener, sowie Franz Pfandler als Hofmarschall von Kalb boten schöne Leistungen. Besonders hervorzuheben sind Friedrich Links als Präsident, Kurt Katsch als Wurm und Gustav Adolf Litteck als Ferdinand. Von großer dramatischer Wirkung waren die Szenen zwischen dem Präsidenten und Wurm, sowie der Schlußakt. Adolf Litteck kann sein Debut als einen schönen Erfolg buchen.

Mit der Aufführung des „Dornröschens“ hat das Theater unseren Kleinen eine große Freude bereitet. Es war ein guter Gedanke, durch den wandernden Gesellen (Links) Stimmung unter die Kleinen zu bringen. Gespielt wurde recht flott. Franz Pfandler als Koch, Ellinor Falk als Küchenjunge, Frl. Heine als Magd hatten die lachenden Kleinen auf ihrer Seite. Ganz besonders der vergeßliche Koch. Mimi Foitik war die Königin und Josef Albin der König. Hilde Esmondi als Prinzessin sah zum Verlieben aus. Arch Marzel als Prinz war ein schönes Menschenkind. Martin Miller als böse Fee machte sich sehr gut.

az.

An die Leser der „Lodzer Volkszeitung"!

Das Jahr 1924 ist nicht mehr. Mit all seinen trüben und freudigen Ereignissen, mit all seinen Kämpfen und Leiden, mit Schmerz und Freude ist es hinabgesunken in das Meer der Ewigkeit und gesellt sich schweigend seinen vor Alter erstarrten Vorgängern zu.

Geblieben sind uns nur die Früchte menschlichen Schaffens und Wirkens. Was menschlicher Geist ersonnen und sein Wille zur Tat gemacht hat, das überdauert der Jahre Vergehen, bildet bleibenden Wert für die Zukunft. Auch für uns ragt aus des entschwundenen Jahres Geschichte ein Werk unseres Geistes stolz in Gegenwart und Zukunft herüber, ist Wahrzeichen unserer Arbeit im alten Jahr, wird uns Wegweiser sein in dem neuen. Es ist dies das Erzeugnis der geistigen Kräfte des deutschen werktätigen Volkes in Polen, sein Sprachorgan und seine wirksame Waffe im harten Kampfe um menschliches und völkisches Dasein, die

„Lodzer Volkszeitung".

Und wenn das Jahr 1923 die in bitter schweren Verhältnissen erfolgte Gründung unserer Zeitung gesehen hat, so sah das vergangene 1924. Jahr einen so gewaltigen Aufschwung unseres Blattes, wie wir selbst ihn nicht erwartet hatten. Das kleine Wochenblatt mußte umgestaltet werden, um zuerst zweimal, dann dreimal in der Woche zu erscheinen. In kühnem Fluge eroberte sich die „Lodzer Volkszeitung" die Herzen unserer Volksgenossen, denn sie bot ihnen

das freie Wort,

das unbehindert und unbeeinflußt alle Schäden am Staatskörper und Volkskörper aufdeckt. Die „Lodzer Volkszeitung" ist nicht auf die Gnade der Reichen und Mächtigen angewiesen. Sie stützt sich einzig und allein auf die Massen des werktätigen deutschen Volkes, auf Arbeiterschaft und Intelligenz. Und wie der Arbeiter und der Angestellte die Schöpfer und Träger der Zeitung sind, so ist auch diese ihre Zeitung eine unerschrockene Kämpferin für ihre Interessen, tritt sie mutig ein für

das Recht auf Arbeit,
den Schutz der Arbeit,
die Besserung der Lage des werktätigen Volkes.

Gerade in der heutigen Zeit, da eine ruinierte Wirtschaft, eine kranke Industrie, niedrige Löhne und eine ungeheure Teurung wie ein entsetzliches Joch die Massen bedrücken, gerade heute ist eine Zusammenfassung der Kräfte des werktätigen Volkes notwendiger als je. Gerade jetzt, wo habgieriger Kapitalismus und eine vor nichts zurückschreckende Reaktion immer neue Anschläge gegen die Errungenschaften der Arbeiterschaft ins Werk setzen, wo sogar die nackte Lebensexistens großer Schichten bedroht ist, — tun Führer not, auf die man sich voll und ganz verlassen kann. Ein solcher

Führer im Kampf

ist der deutschen werktätigen Bevölkerung aller Berufe in der „Lodzer Volkszeitung" gegeben. Sie will um sich scharen alle diejenigen, die in dem heute so schweren Kampf ums Dasein stehen und ihnen eine treue Beraterin sein in allen Fragen ihres Lebens und Wirkens. Die „Lodzer Volksztg." ist zum Kulturfaktor für das Deutschtum in Polen geworden. In der Erkenntnis, daß die Entwicklung nationaler Kultur für das Bestehen eines Volkes und den Fortschritt der Menschheit von ausschlaggebender Bedeutung ist, hat sie sich die

Erhaltung des deutschen Volkstums

in Polen zum Ziele gesetzt und kämpft mit aller Entschiedenheit gegen alle Anschläge der Reaktion, die auf eine systematische Vernichtung deutscher Art hinzielen. Die „Lodzer Volkszeitung" steht treu auf der Wacht der deutschen Schule in Polen, denn gegen diese sind die schwersten Angriffe der polnischen Nationalisten gerichtet. Die Verteidigung der deutschen Schule ist eines der edelsten Ziele unserer Zeitung.

Gleichzeitig aber schwebt uns ein weiteres Ziel vor Augen. Die Geistesschätze, die das deutsche Volk hervorgebracht hat, dürfen nicht, wie dies heute leider der Fall ist, nur Besitztum der Reichen und Gebildeten sein. Das ganze Volk muß teilhaben an unseren unschätzbaren Kulturgütern. Die breiten Massen des werktätigen Volkes müssen in unseren nationalen Kulturkreis einbezogen werden, dann erst wird die Existenz des Deutschtums in unserem Lande gesichert sein. So wird es denn das Bestreben unseres Blattes sein, für eine solche

Verbreitung der nationalen Kultur

mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu wirken.

Richtung und Art der „Lodzer Volkszeitung" haben sich im vergangenen Jahre glänzend bewährt. Die vielen Tausende treuer Leser und die zahlreichen neuen Abonnenten, die mit jeder neuen Nummer hinzukommen, sind uns Anerkennung und Beweis für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zugleich.

So sind wir denn gewillt diesen Weg nach vorwärts, den Weg des Kampfes um Recht und Gerechtigkeit auch im neuen Jahre zu gehen. Wir wollen unseren Lesern keine großen Versprechungen machen. Im alten Jahre haben wir weit mehr geleistet als wir versprochen haben. So wollen wir es auch im neuen Jahre tun. Wenn wir aber vor einem Jahre noch auf schwachen Füßen standen, so haben wir heute eine sichere Grundlage, von der aus wir den weiteren Ausbau unserer Zeitung mit derselben Energie, wie bisher, in Angriff nehmen werden. Wir wissen, daß unsere Leser eine umfangreichere Zeitung wünschen. Diesem Wunsche werden wir im neuen Jahre nachkommen. Politik und Wirtschaft, Nachrichtendienst und Berichterstattung, Kunst und Unterhaltung werden auf einer Höhe gehalten werden, die die „Lodzer Volkszeitung" an die erste Stelle bringen werden.

Die weitere Entwicklung des Blattes liegt zum großen Teil in den Händen unserer Leser selber. Je mehr Abonnenten, desto größer, besser und billiger kann unsere Zeitung sein. Legen wir daher die Hand ans Werk! Begnügen wir uns nicht damit, daß wir stolz auf das bisher Geleistete zurückschauen, sondern richten wir unsere Blicke nach vorwärts. Geben wir uns an der Schwelle des neuen Jahres das Wort, daß wir weiterhin Hand in Hand zusammenarbeiten werden, denn wir arbeiten ja für

unsere Zeitung!

Gemeinsames Werk erfordert gemeinsame Arbeit! Diese Arbeit aber möge auch im neuen Jahr gedeihen und uns unserem Ziele näher bringen!

Der Verlag und die Schriftleitung der „Lodzer Volkszeitung".

Beim jüngsten Gericht.

Von **Arvid Järnefelt**, Finnland.

Aus der Esperanto-Sprache übers. von **A. Pankratz**-Bromberg.

Drei Mörder wurden zum jüngsten Gericht gerufen, um wegen der Gleichheit ihres Verbrechens zusammen verhört zu werden.

Der erste war ein gewöhnlicher Landstreicher. Wegen der Aussichtslosigkeit seiner Sache war sein Name in das Anklagebuch unter „Schwarzer" eingetragen worden.

Der zweite hatte eine Bombe geworfen und war wegen Ermordung eines Ministers angeklagt. Wegen seines gewalttätigen Charakters stand sein Name im Anklagebuch unter „Roter".

Der dritte war ein Soldat, der auf Kommando und aus Gehorsam gemordet hatte. Wegen der Schuldlosigkeit in seiner Angelegenheit stand sein Name im Anklagebuch unter „Weißer".

Und so öffneten sich die Pforten des Hohen Tribunals. Der Himmel fungierte als Richter, die Wolken waren die Tische, die Sterne Sekretäre, die goldenen Riesensonnen die Kerzen.

Der Schwarze trat vor.

— Wußtest du, daß unser Gesetz den Mord nicht zuläßt?

— Ja, ich wußte es.

Millionen Sekretäre neigten sich über ihre Protokolle und trugen das bedeutungsschwere Ja des Angeklagten ein.

— Was veranlaßte dich, das Gesetz zu verletzen?

— Der Hunger.

— Ist denn auf der Erde kein Brot mehr?

— Nein. Aber man erhält Brot nur für Geld.

— Ist das Geld verschwunden?

— Nein. Aber Geld gibt es nur für Arbeit, und Arbeit konnte ich nicht finden.

Der Richter sprach darauf zu dem Schwarzen:

— Dein Fall wird zusammen mit den anderen wegen Mord Bezichtigten entschieden werden. Setz dich und warte.

Man führte jetzt den Roten vor das Hohe Tribunal.

— Wußtest du, daß mein Wille das Leben und Glück der Menschen ist?

— Ja, ich wußte dies. Und eben dieses Leben und Glück der Menschen wollte ich auf der Erde verwirklichen.

— Du wirst aber des Mordes an einem Menschen angeklagt.

— Er war der Hüter des bestehenden Zustandes und somit auch der Zunichtemacher der Verwirklichung des Menschenglücks.

— Sprich deutlicher. Wie ist der bestehende Zustand dort?

Der Rote trat einige Schritte vor und erwiderte:

— Die Erde gehört dort den Besitzenden, die die völlige Bebauung verhindern, so daß ein großer Teil der Menschen entweder vor Entbehrung sterben oder für einen Hungerlohn den Besitzenden dienen und sie bereichern muß. Letztere arbeiten größtenteils überhaupt nicht. Und hungernde Arme sind oft zum Raub gezwungen.

Der Richter wandte sich nach diesen Worten zum Schwarzen und fragte ihn:

— Bist du auch hierdurch zum Räuber geworden?

— Ja. Man hat mir ein Stückchen Land genommen und ich habe den Wucherer erschlagen. Doch ich bereue meine Tat.

— Setz dich und warte auf dein Urteil, antwortete der Richter, und wandte sich wieder zum Roten.

— Bereust auch du deine Tat?

— Nein.

— Hättest du auch deinen eigenen Bruder erschlagen, wenn er Minister gewesen wäre?

Der Rote hatte nun einen Bruder, an dem er mit großer Liebe hing. Er konnte daher vor dem Hohen Tribunal nicht lügen und gab offen zu:

— Neiu, ich hätte ihn nicht getötet.

— Setz dich und warte auf dein Urteil, sagte der Richter und winkte zum Weißen.

Obwohl der Weiße keine Mütze aufhatte und wie alle zum Jüngsten Gericht Gekommenen nackend war, war er an soldatisches Benehmen derart gewöhnt, daß er, als er vor das Hohe Tribunal trat, kräftig die Hacken zusammenschlug und die Hand zur Schläfe hob.

— Du bist wegen Ermordung von Menschen angeklagt, sagte der ewige Richter.

— Irrtümlich, Hohes Gericht: Ich mordete nur auf Kommando.

— Wer kommandierte?

— Der Hauptmann.

— Weshalb kommandierte der Hauptmann?

— Ich darf die hohe Regierung nicht kritisieren.

— Auf wen hast du geschossen.

— Auf eine Volksmenge.

— Hättest du auf Kommando auch auf deinen eigenen Bruder geschossen?

— Ja.

— Setz dich und warte auf dein Urteil.

Und der Weiße hob wieder die Hand an die Schläfe und setzte sich ruhig nieder, wie einer, der seiner Sache sicher ist.

Nach einer Weile verkündete der ewige Richter das Urteil:

— Du Schwarzer hast meinem Willen zuwidergehandelt, denn ich will das Leben und das Glück der Menschen. Da du aber deine Verbrechen bereut hast, verurteile ich dich nicht, denn wenn alle Menschen auf der Erde ihre Uebeltaten bereuten, würde das Glück möglich sein. Sei also ruhig. — Was dich betrifft, Roter, so steht deine Sache schlecht, da du deine Tat nicht bereut hast. Da du aber zugegeben hast, daß du deinen Bruder nicht getötet hättest, wenn er Minister gewesen wäre, will ich auch dir vergeben, denn es besteht die Hoffnung, daß du einsehen wirst, daß kein Unterschied zwischen deinem Bruder und den andern besteht. — Am schlechtesten steht es mit deiner Sache, Weißer. Viel hab' ich vergeben, dir aber kann ich nicht verzeihen. Denn wenn die Menschen wie du auf Kommando morden und selbst so gehorsam sind, ihren eigenen Bruder zu töten, dann wird das Glück niemals unter ihnen sein, denn die Schwarzen werden ihre Bedrücker, die Roten die Minister und diese die Roten und Schwarzen töten. Da es jedoch scheint, daß dein Geist gelitten hat, will ich dein Urteil von dem Verhör anderer abhängig machen, die in derselben Sache zu tun hatten, damit ich sehe, ob jemand unter ihnen an der Verwirrung deines Verstandes schuld hat.

Und nun begann das Verhör der Kapitalisten, Minister, Gutsbesitzer, Heerführer und anderer hohen Beamten. Viele, viele wurden in den Prozeß hineingezogen. Viele, die die Ersten waren, sind die Letzten geworden und viele der Letzten die Ersten.

Weh euch, das Weltende naht!

Fromm sein ist eine ganz schöne Sache. Sektenfanatismus führt aber zur Verblödung und ins Irrenhaus. Die Marjawitensekte spaltete sich ehemals von der römischen Kirche ab, wählte sich eine Päpstin, eine zweite „Mutter Gottes“ mit Namen Kozłowska, die man mit göttlicher Würde umgab, vor ihr hinkniete und sie an Händen, Füßen und weiß noch wo küßte. Nun ist „Mutter“ Kozłowska gestorben und feierlich zur „Gemahlin Jesu Christi“, mit dem sie die Mariawiten „gebar“, erhoben worden. An ihre Stelle wurde ein Bischof Kowalski in Płock zum „Papst“ gewählt. Der ist nun neuerdings samt seiner Gemeinde im Kopfe unklar geworden und erklärt frank und frei folgende „Glaubensartikel“: „Die Sünden können jedem nur in Płock und nur vom „Papst“ Kowalski erlassen werden; seit dem 11. 8. 24 gibt es in der römischen Kirche keine heilige Messe mehr, weil deren Pfarrer alle unwürdig sind; die Marjawitenpfarrer dagegen sind geheiligt, weil sie mit Nonnen einen „Bund vollkommener Liebe“ eingehen. Die Kinder, die vom heiligen Geist gezeugt werden, sind von der Erbsünde frei; da das Weltende naht, hat sich jeder Gläubige ins Marjawiten-Buch des Lebens in Płock einzutragen, da alle anderen durch Feuer und Schwefel vernichtet werden.“ — Größeren Blech hat wohl die Welt noch nicht gehört!

Das Kind.

Sie war schön wie eine Statue und das Auge der Menschen weidete sich an dem Meisterwerk der Natur, das diese Frau bedeutete, solange sie nicht den Mund auftat. Tat sie aber den Mund auf, dann gab es auch für den Dümmsten keinen Zweifel mehr: diese Frau war noch dümmer.

Er war ein kleiner Mißwuchs mit einem Wasserkopf, in dem sich aber sehr viel Gehirn befand. Er war ein Mann von Geist, ja von so viel Geist, daß man darüber seinen Mißwuchs vergaß, wie man bei jener Frau die Schönheit vergessen hat, sobald sie zu sprechen begann.

Dieser kleine Mann mit dem großen Geist heiratete die große Frau mit dem kleinen Geist.

Denn er dachte nur an das Kind.

Das Kind sollte schön sein, wie eine Statue, es sollte körperlich durchaus der Mama gleichen — den Geist aber, ja, den wollte er liefern.

Und so schien ihm die Ehe geradezu ideal und die Bedingung für ein wahres Wunderkind gegeben.

Das Kind kam zur Welt und wuchs heran.

Es war ein Mädchen.

Es hatte den Wuchs vom Papa und den Geist von der Mama. „Das Leben“.

Die Bestie.

Irgendwo bekamen sie Streit, wegen irgendwelchen Frauenzimmers. Sie wurden aus dem Dunst einer Schenke auf die Straße getrieben, auf dem Pflaster ihren blutigen Kampf zu Ende zu führen: zwei blau erzürnte Männer, deren Bärte nach Bier, Tabak und Fusel rochen. Sie wälzten sich schnaubend im Kot, bluteten aus den Nasen, waren halbnackt und zerschunden, denn sie würgten sich an den Kehlen, rissen sich die Joppen ab, Hemden und Hüte.

Das Zerrbild ihres Zweikampfes umstand ein Haufe gröhlender Menschen. Burschen, die auf den Fingern pfiffen, schmierige Kinder, struppige Weiber, die schwanger waren und kreischten. Es war im Stadtviertel des Elends.

Freilich: Die Streitenden waren schon matt und keuchten sich an; beide gleich hünisch groß, Muskeln wie Bälle, Nacken wie Stiere, Augen wie Funken im Wind. Der eine biß den andern ins Ohr, der andere hackte dem einen die Nägel ins Auge. Menschen abseits der Sitte. Halbtiere im Werktage. Bestien im Kampf.

Zehn Minuten vergingen so ohne Entscheid. — Da wollte der eine das Ende, wollte seinen Sieg. Er zog das Messer, kniete auf des Gegners Brust, daß die Rippen knackten, wollte in seine röchelnde Gurgel stoßen, aber — ein Knabe, ein lumpiger, nasenläufiger Bengel, zwickte ihn achtern, daß ihm vor Schreck die blitzende Klinge aus den Fingern sprang, daß er sich fluchend wandte, daß sein Opfer sich aufrichtete und winselnd davonlief.

Das Volk krähte auf. Die Herzen zuckten. Doch der, der das Messer verlor, setzte jetzt dem Knaben nach, lief, raste, bis — der Junge stolperte, fiel und die wütenden Eisenfäuste des wilden Verfolgers im Nacken spürte.

„Hilfe!“ bettelte das weinende Kind.

Doch die fuselriechende Bestie hob den Knaben auf ihre Arme, drückte ihn an sich und streichelte ihn.

Milliardärsport.

Ueberall gibt es heftige Konkurrenz. Auch bei den Königsmachern. Für die monarchistische Restauration Rußlands interessieren sich zum Beispiel zwei Gruppen. Die eine um Nikolajewitsch, die sich als die einzig legitime bezeichnet, sowie die des Großfürsten Kyrill. Kyrill hält sich natürlich für den allerlegitimsten. Die anderen eröffneten gegen ihn eine Pressekampagne; sie beschuldigen ihn, er habe sich eigenmächtig zum Zaren von Rußland ernannt. Jetzt lüften sich etwas die Schleier, die den Hintergrund des Konkurrenzkampfes verdecken. Der neue Zar reist nach Amerika. Er ist vom Milliardär Astor zu Gast geladen. Kyrill soll im Palais des Milliardärs prunkvoll eingerichtete Gemächer beziehen. Aber das ist nur der dekorative Rahmen. Wie verlautet, darf Kyrill, mit dem selbstgeschriebenen Zarenausweis in der Tasche, darauf rechnen, aus amerikanischen Finanzkreisen große Summen für Agitationszwecke zu erhalten.

Daß sich Milliardäre gern den Sport gestatten, Monarchen als importierte Ware auszustaffieren, braucht nicht zu wundern. Aber selbst als Sportsleute sind die Dollarfürsten auch noch gewandte Geschäftsleute. Der neue Zar ist nichts anders als ein bezahlter Agent der Dollarfürsten. Er wird dafür bezahlt, daß er seinem Vaterlande Schwierigkeiten bereitet, damit der amerikanische Dollar leichter die wirtschaftliche Herrschaft erobere. Die Nikolajewitsche werden sich sehr anstrengen müssen um im Rennen um den Dollar gegen Kyrill Sieger zu bleiben.

Geldehen.

Die Verbindungen europäischer Aristokraten mit amerikanischen Dollarprinzessinnen sind gewöhnlich weder glücklich, noch von langer Dauer. Auch die Ehe des römischen Prinzen Luigi Pignatelli d'Aragon mit der schönen und reichen Ruth Waters aus Little Silver in New Jersey macht von dieser Regel keine Ausnahme. Die junge Frau wurde viel mit dem Sohne des Großindustriellen Andrew Reid aus Baltimore zusammengenannt, und eines Tages kam es im Kasino zu Biarritz zu einem unerfreulichen Zusammenstoß. Prinz und Prinzessin saßen neben den Spielsälen im Restaurant, als Reid plötzlich eintrat. Der Prinz stürzte auf ihn zu, schlug auf ihn ein und überhäufte ihn mit Schimpfworten. Reid steckte die Beleidigung achselzuckend ein; nach einer ehrerbietigen Verbeugung vor der Prinzessin nahm er in aller Gemütsruhe am Nebentische Platz und ostentativ folgte ihm die Prinzessin, indem sie ihren Gatten vor aller Welt verleugnete. Außer sich vor Wut schrie dieser: „Und was geschieht mit den Juwelen, die ich Dir gegeben habe?“ Schnell streifte die Prinzessin die Ringe vom Finger, löste die Perlenkette von ihrem Halse und warf sie dem Prinzen ins Gesicht. Verblüfft nahm er die Juwelen an sich und verließ eilends den Schauplatz seiner Niederlage.

Die blecherne Hochzeit.

Die Amerikaner haben sich zu der Ansicht bekehrt, daß 25 Ehejahre reichlich zu viel sind, um das Jubiläum einer glücklichen Vereinigung freudigen Herzens zu begehen. Abgesehen davon, daß viele die silberne Hochzeit nicht erleben, hat die Erfahrung überdies darüber belehrt, daß sehr viele Ehen schon vor dem fünfundzwanzigsten Jubiläum geschieden werden und daß, wenn dieser Termin selbst erreicht wird, die Eheleute das Fest fast ausnahmslos mit recht gemischten Gefühlen begehen. Von da an wird es besser, und die Glücklichen, die das 50. oder gar das 60. Ehejahr erreichen, haben begründete Aussicht, die eiserne oder diamantene Hochzeit mit ungemischten Glücksempfindungen zu begehen. Aber wie wenigen ist es vergönnt, dieses Ziel zu erreichen. Deshalb hat man sich in Amerika dazu entschlossen, schon nach zehnjähriger Ehe eine Blechhochzeit zu begehen. Zu diesem Zweck werden die üblichen Geschenke in Gestalt von aus Blech hergestellten Gegenständen, bei denen mit Vorliebe die Hufeisenform gewählt wird, dargeboten. Natürlich ist das Blech nur die Hülle, die mehr oder weniger kostbare Geschenke wie Schmuckstücke, Seidenstoffe und bei den Herren Zigarettendosen aus edlem Metall birgt.

Fabel.

Ein Schwan sah mit gelindem Schrecken
Im Teichschlamm einen Karren stecken.
Da sprach zum Krebs er und zum Hecht:
Wir wollen mit vereinten Mühn
Den Karren aus dem Schlamme ziehn!
Ist euch das recht?
O ja, das ist ein feiner Plan!
Bald zogen Hecht und Krebs und Schwan
Mit aller Kraft je ihren Strick.
Hoppla! Da zog der Krebs zurück
Und weil der Hecht zur Tiefe zog,
Der Schwan jedoch nach oben flog,
Blieb ihre Arbeit ohne Zweck —
Der Karren steht noch jetzt im Dreck.

Nach Krylow von Kralinowsky.

Humor der Juden.

Von Ch. Rabnicki. Uebersetzt von A. Pankratz, Bromberg.

Verboten.

In einem Eisenbahnabteil fuhren Juden und Christen. Ein Antisemit schimpfte während der ganzen Fahrt auf die Juden, wobei er Ausdrücke gebrauchte, die man nicht wiedergeben kann. Als ein Jude zu gähnen anfing, rief der Christ: „Was reißt du denn dein Maul so weit auf, als ob du einen verschlingen willst!“

„Gott bewahre,“ entgegnete der Jude, „das Gesetz verbietet uns doch den Genuß von Schweinefleisch.“

*

Der Sohn des Reichen.

Ein Kardinal unterhielt sich einmal mit dem Rabbiner von Praga und fragte ihn:

„Ihr Juden glaubt doch fest an Gott; wie ist es aber nur möglich, daß ihr nicht an seinen Sohn glaubt? Bekanntlich hat doch der Sohn eines Reichen immer Kredit durch den Vater.“

„Sicherlich,“ antwortete der Rabbiner von Praga, „aber wie, frage ich Sie, kann man dem Sohn eines solchen Reichen trauen, der doch niemals stirbt? . . .“

*

Zwei Kerzen.

Zwei Mädchen, eine Jüdin und eine Christin, besuchten zusammen eine höhere Töchterschule. Beim Schlußexamen bestand die Jüdin, während die Christin durchfiel.

„Wie ist dies nur möglich?“ klagte die Christin vor der Jüdin. „Ich habe doch für die Jungfrau Maria eine Kerze aufgestellt, und du nicht; trotzdem ... ach ...“

„Wieso glaubst du, daß ich nicht dasselbe getan habe?“ unterbrach die Jüdin. „Auch ich habe eine Kerze aufgestellt.“

„Aber du bist doch jüdisch!?“

„Ja, du mußt verstehen. Ich stellte eine große Kerze auf den Tisch meines Zimmers und lernte stets bis in die späte Nacht hinein.“

*

Die Muttersprache.

Eine jüdische Aristokratin aus Odessa war in anderen Umständen, und man ließ einen berühmten Arzt und Geburtshelfer kommen. Er untersuchte die Dame und sagte, daß noch eine ganze Weile Zeit wäre. Man begab sich dann in ein Nebenzimmer, wo sich der Arzt mit der Familie seiner Klientin unterhielt. Plötzlich hört man die junge Frau laut schreien und in französischer Sprache rufen: „Mon Dieu!“ (Mein Gott.) Der Arzt rührt sich nicht und unterhält sich weiter. Darauf ruft die Kranke russisch: „O, boże moj!“ (O, mein Gott.) Auch jetzt rührt sich der Arzt nicht von der Stelle und behauptet, es wäre noch genügend Zeit. Als man aber in der jüdischen Sprache „Oj mame!“ (O, Mama) hört, nahm der Arzt die Instrumente und sagte: „Jetzt ist es Zeit!“

*

Mendelssohn und der Pastor.

Der große Philosoph Moses Mendelssohn war einst bei einem deutschen Fürsten zu Gast. Man setzte ihn auf einen Ehrenplatz zwischen zwei Geistlichen, einem katholischen und einem protestantischen. Es wurden ihm besondere Speisen gereicht, denn man wußte, daß er streng rituell lebte und nur koscher aß. Während des Essens sagte der katholische Geistliche zu dem jüdischen Philosophen:

„Mein lieber Herr Philosoph, wann werden Sie bloß mit mir die gleichen Speisen essen können?“

„Auf Ihrer Hochzeit,“ antwortete trocken der Philosoph.

Unter Eheleuten.

„Glaubst du etwa, daß du ein so gutes Urteil hast wie ich?“ fragte sie drohend.

„Ach nein, mein Liebling,“ sagte der Gatte kleinlaut. „Die Wahl, die wir beide in der Ehe getroffen haben, zeigt, daß mein Urteil mit deinem nicht verglichen werden kann.“

Falsches Singen.

In der Gegend von Bitterfeld sangen die Schulkinder am Grabe eines Schäfers die merkwürdigen Worte: „Sie fressen Wachs an seinem Grabe.“ Es war der Kehrreim des Liedes. Später fragte Schreiber dieses einmal den dortigen Kantor oder Lehrer, was denn das für ein merkwürdiges Lied sei, worauf mir die beruhigende Erklärung wurde, es hieße in dem Liede: „Zypressen wachsen an seinem Grabe.“

Drei Studenten.

begegneten einem alten Juden. Um ihn zu foppen, rief der erste: „Guten Tag, Abraham!“

Der zweite: „Guten Tag, Isaak!“

Der dritte: „Guten Tag, Jakob!“

„Sie irren, meine Herren,“ antwortete der Gefoppte, „ich bin weder Abraham, noch Isaak, noch Jakob, sondern Saul, der Sohn Kis, welcher ausging, seines Vaters Esel zu suchen, und siehe, hier habe ich sie gefunden!“

Verschiedene Enden.

„Gehen Sie ruhig hinein. Der Hund tut nichts; er wedelt ja freundlich.“

„Ja, hinten wedelt er, und vorn knurrt er; da weiß man nicht, welchem Ende man glauben soll.“

Reelles Geschäft.

„Was soll's kosten?“

„Zwölf.“

(Für sich): Hm, wenn er verlangt zwölf, meint er zehn, lassen wird er's zu acht, wert wird es sein sechs, geben werd' ich vier, also biet' ich —

(Laut): „Zwei!“

Zu romantisch.

Dame (ein neues Mädchen engagierend): „Sie heißen Genoveva? Der Name ist viel zu romantisch für ein Haus, in dem erwachsene Söhne sind.“

Mädchen: „Sie können mich ja bei meinem Familiennamen rufen.“

Dame: „Wie heißt der?“

Mädchen: „Liebling!“

Langweilig.

„Kinder, Kinder, war's in dem Vortrag öde. Der war so langweilig, daß mir sogar die Beene einschliefen!“